

Christof Dipper, Heinz Duchhardt (Hg.)

GENERATION

IM Die Geschichtswissenschaft in Deutschland
im Spiegel autobiographischer Porträts

AUFBRUCH



Christof Dipper · Heinz Duchhardt (Hg.)

GENERATION IM AUFBRUCH

Die Geschichtswissenschaft in Deutschland
im Spiegel autobiographischer Porträts

BÖHLAU

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2024 Böhlau, Lindenstraße 14, D-50674 Köln, ein Imprint der Brill-Gruppe (Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)

Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Hotei, Brill Schöningh, Brill Fink, Brill mentis, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau, Verlag Antike und V&R unipress.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Korrektorat: Rainer Landvogt, Hanau

Einbandgestaltung: Guido Klütsch, Köln

Satz: Michael Rauscher, Wien

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-412-52695-5

Inhalt

Vorwort	9
Christof Dipper · Heinz Duchhardt Einleitung: Historiker erinnern sich. Autobiographische Zeugnisse zur Entwicklung der Geschichtswissenschaft in Deutschland	11
Peter Herde Vom Mittelalter bis zum Krieg im Pazifik	39
Günter Vogler Die frühe Neuzeit im Meinungsstreit zwischen Ost und West. Die Faszination der Quellenarbeit	53
Eberhard Kolb Mein Weg durch die Zeit	67
Helmut Bley Wege in die Welt. Neuere und Afrikanische Geschichte in Hannover	85
Wolfgang Schieder Als Historiker an der Universität: Lehre, Forschung, Selbstverwaltung	97
Arnold Esch Rom – Stadtgeschichte als Weltgeschichte	113
Hartmut Lehmann Auf der Suche nach neuen Lesarten	127
Hartmut Zwahr Spiegelungen	143
Norbert Angermann Der Sonderweg eines Osteuropahistorikers	155

Wolfgang Reinhard Querkopf – Wolfgang Reinhard im Selbstporträt	169
Alexander Demandt Im Dienste Klios	183
Jörn Rüsen Philosophie – Geschichtsphilosophie – Geschichtsdidaktik	197
Christoph Kleßmann Privilegiertes Kriegskind	207
Heinrich August Winkler Geschichte in praktischer Forschungsabsicht. Ein Rückblick auf bewegte Zeiten .	223
Adelheid von Saldern Wissenschaft mit Familie – ein reichhaltiges Leben	241
Hans Medick Begegnungen, Nach-Denken, Geschichtsarbeit. Auf dem Weg zur Mikrohistorie und Historischen Anthropologie	255
Horst Pietschmann Lebensweltliche Prägungen eines europäischen Lateinamerika-Historikers	273
Werner Eck Ein wissenschaftliches Leben mit der römischen Kaiserzeit	287
Hartmut Kaelble Ein Sozialhistoriker	301
Jürgen Kocka Rückblicke	317
Wolfgang Benz Zeitgeschichte als demokratischer Auftrag	335
Reinhard Spree Wege und Abwege: Ein Wirtschafts- und Sozialhistoriker zieht Bilanz	351

Heinz Reif	
Gerade schreiben, auch auf krummen Linien	365
Dietrich Beyrau	
Ein Werdegang in Friedenszeiten	381
Heinz Schilling	
Religion, Staat, Gesellschaft, Kultur. Konfession als Motor des Wandels im lateinischen Europa	397
Gisela Bock	
Leben mit und in der Geschichte	413
Winfried Schulze	
Nicht nur Wissenschaft – Mein Leben als Historiker	429
Werner Paravicini	
Europäischer Adel	445
Abkürzungen	461
Autorinnen und Autoren, Herausgeber	465
Personenregister	467

Vorwort

Das vorliegende Gemeinschaftswerk hat eine längere Vorgeschichte, über die in der Einleitung berichtet wird. Hier ist der Ort, Dank auszusprechen: In erster Linie danken wir den Autoren, die sich von dem Reiz eines solchen Referenzwerks anstecken ließen, die in vielen Fällen ihre Manuskripte schon vor dem gesetzten Termin einreichten und sich immer – subjektiv – um ein hohes Maß an Originalität bemüht haben. Dass die Manuskripte die notwendige Umfangsbeschränkung manchmal um das Doppelte überschritten und ihre Kürzung die Herausgeber viel Schweiß kostete, sei in der Rückschau nur kurz angesprochen – am Ende kam es in allen Fällen zu Lösungen, mit denen Autoren und Herausgeber leben konnten. In den weitaus meisten Fällen war es eine von viel Verständnis und Vertrauen geprägte Zusammenarbeit zwischen den Autoren und den Herausgebern, die in sehr angenehmer Erinnerung bleiben wird.

Das Buch ist etwas Singuläres: Die Spiegelung eines universitären Fachs, seiner Entwicklungen nach dem Ende des Hitler-Regimes und der Neu-Aufbrüche, in den Lebensläufen seiner herausragenden Vertreter ist, soweit wir sehen, in Deutschland von keiner anderen Disziplin bisher umgesetzt worden. Und es wird, so ist zu vermuten, für die Geschichtswissenschaft wegen des Alters der in Betracht kommenden Personengruppe wohl auch keine Nachfolgepublikationen mehr finden.

Der zweite Dank gilt Lutz Raphael. Er, dem der biographische Aspekt unserer Disziplin seit jeher ein Anliegen ist, hat die anfangs etwas unsicheren Herausgeber nachdrücklich ermuntert, an ihrem Vorhaben festzuhalten, Hinweise geliefert und Beispieltex-te vor allem aus Frankreich genannt, wo die Tradition autobiographischer Texte seit langem gepflegt wird.

Der dritte Dank gilt dem Verlag. Beide Herausgeber verbindet mit Böhlau eine viel-jährige Zusammenarbeit, die in Büchern und Schriftenreihen ihren Niederschlag gefunden hat. Insofern war es eine besondere Freude, dass der Verlag auch an diesem Publikationsvorhaben von der ersten Stunde an Interesse zeigte und es in seine Obhut übernahm. Wir danken ganz ausdrücklich Kirsti Doepner, die mit großem Engagement das Entstehen des Werkes verfolgt und die Wege bis zur Publikation geebnet hat.

Dass in diesem Kompendium nicht alle von ihren Geburtsjahrgängen her in Betracht kommenden deutschen Historiker und Historikerinnen berücksichtigt werden konnten, verstand sich schon vom vorgegebenen Umfang des Werkes her von Anfang an von selbst. Es musste ein Sample aus einer Gesamtgruppe von annähernd 130 Personen ausgewählt werden, was wir nach bestem Wissen und Gewissen getan haben. Zudem

lichteten Krankheit und Tod die Reihen. Andere entzogen sich unserem Vorhaben aus Gründen, die, soweit sie uns genannt wurden, allen Respekt verdienen. So kam ein Werk zustande, das zwar im Ganzen als repräsentativ gelten darf, das aber manche Teilfächer stiefmütterlich behandelt. Das gilt erst recht für die angemessene Berücksichtigung von Frauen – gerade weil sie damals eine winzige Minderheit waren, bedauern wir Herausgeber das besonders – und der Historiker und Historikerinnen aus der ehemaligen DDR. Unseren Bemühungen waren hier leider enge Grenzen gesetzt.

Ein Wort noch zur Reihung der Beiträge. Da wir jeden Anklang an ein Nachschlagewerk vermeiden wollten, verwarfen wir die alphabetische Anordnung. Es schien uns gerade auch im Blick auf die zwischen den 1950er und 1970er Jahren zu beobachtenden enormen Veränderungen in unserem Fach wie in der Universität als Körperschaft geboten, das Geburtsdatum zum Kriterium der Abfolge unserer Texte zu machen. So wird den Leserinnen und Lesern trotz der im Mittelpunkt stehenden individuellen Biographien das Gespür für das Zeitspezifische, das *proprium* unserer Disziplin, am ehesten nahegebracht.

Darmstadt und Mainz im Juni 2023
Christof Dipper und Heinz Duchhardt

Christof Dipper · Heinz Duchhardt

Einleitung: Historiker erinnern sich

Autobiographische Zeugnisse zur Entwicklung
der Geschichtswissenschaft in Deutschland

Die Praxis, dass Historiker* sich gegen Ende ihres Lebens zu öffentlicher Selbstreflexion herausgefordert fühlen, ist in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg abrupt zurückgegangen und beispielsweise in keiner Weise vergleichbar etwa mit Frankreich. Dort nehmen bekannte (und auch weniger bekannte) Historiker überhaupt keinen Anstand, sich autobiographisch – und meist auch noch in anspruchsvoller literarischer Weise – einem landesweiten Publikum darzustellen, damit zugleich ja auch der gesamten frankophonen Welt¹. Deutsche Historiker benutzen in ihrer Arbeit zwar sehr gerne autobiographische Zeugnisse von ›Objekten‹ ihrer Forschung, wagen sich selbst an dieses Genre aber kaum heran. Natürlich gibt es heute vielfältige Möglichkeiten, sich über die wissenschaftlichen Entwicklungen von Historikern und ihre Verortung in der Geschichte der Fachdisziplin zu orientieren. Lässt man die (offiziell von Dritten verfassten) Wikipedia-Artikel einmal außer Acht, ist z. B. an die Antrittsreden neuer Akademiemitglieder zu denken, die meist aber sehr knapp gehalten sind. In der Regel genügen diese wenigen Seiten allenfalls, um die Lust wach werden zu lassen, mehr erfahren zu wollen. Aber der Kreis ist beschränkt: Natürlich sind längst nicht alle Historiker Mitglied einer Akademie. Und die zunehmend üblich werdenden persönlichen Homepages liefern erfahrungsgemäß in den allermeisten Fällen nur ein Datengerüst.

In der Zwischenkriegszeit haben sich immerhin Historiker wie der deutsch-jüdische Spezialist für die Arbeiterbewegung Gustav Mayer (1871–1948)², der ebenfalls

* Um Wortungetüme zu vermeiden, sind in diesem Text die – aus bekannten Gründen leider nur sehr wenigen – Historikerinnen immer mitgemeint.

1 Genannt seien nur Fernand Braudel, *Wie ich Historiker wurde*, in: ders., *Schriften zur Geschichte*, Bd. 2, Stuttgart 1993, S. 283–309 (frz. 1972), die vier autobiographischen Skizzen Pierre Chaunus, Georges Dubys, Jacques Le Goff und Michelle Perrots in: Pierre Nora (Hg.), *Leben mit der Geschichte. Vier Selbstbeschreibungen*, Frankfurt/M. 1989 (frz. 1987) – von sich selbst lieferte Nora bisher nur den »Bildungsroman«, wie er schrieb, *Jeunesse*, Paris 2021 –, die *Autobiographie Emmanuel Le Roy Laduries, Une vie avec l'histoire. Mémoires*, Paris 2014, sowie die die Facetten des Arbeitens in den Mittelpunkt stellende *Autobiographie von Étienne Anheim, Le travail de l'histoire*, Paris 2018. Auf Interviews geht zurück Philippe Ariès, *Ein Sonntagshistoriker, Meisenheim*, Frankfurt/M. 1990 (frz. 1980).

2 *Erinnerungen. Vom Journalisten zum Historiker der deutschen Arbeiterbewegung*, Zürich, Wien 1949.

deutsch-jüdische Privatgelehrte Robert Davidsohn (1853–1937)³ und der Heidelberger Mediävist Karl Hampe (1869–1936)⁴ mit Selbstdarstellungen beschäftigt – im Falle Davidsohns und Hampes wurden deren Erinnerungen freilich erst etliche Jahrzehnte nach ihrem Tod der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Friedrich Meineckes (1862–1954) autobiographische Schrift »Erlebtes 1862–1901« erschien 1941, der zweite Band, der die Jahre 1901–1919 abdeckt⁵, folgte 1949. Eine Fortsetzung fand das Vorhaben dann freilich nicht mehr. Die »Lebenserinnerungen« des Tübinger Mediävisten und mit scharfer Klinge in die aktuelle Politik eingreifenden Publizisten Johannes Haller (1865–1947) sind viele Jahre nach seinem Tod von seinem Schüler Reinhard Wittram bearbeitet und unter Weglassung eines ganzen Kapitels publiziert worden⁶. Erwähnung finden sollen aber auch noch die »Persönlichen Erinnerungen« des Kirchenhistorikers und Zentrum-Politikers Georg Schreiber (1882–1963)⁷, obwohl ihr Erkenntniswert für die Wissenschaftsgeschichte hinter dem für die politischen Zeitumstände deutlich zurücktritt.

Seit dem Ende des Hitler-Regimes werden autobiographische Texte vollends selten, jedenfalls in der alten Bundesrepublik. Lässt man ein – auch literarisch wunderschönes – Beispiel wie Hermann Heimpels (1901–1988) »Halbe Violine« einmal außer Betracht, das lediglich die Münchener Kinder- und Jugendzeit des bedeutenden Mediävisten beleuchtet⁸, und die nicht minder literarisch anspruchsvollen dreibändigen Erinnerungen Karl Alexander von Müllers (1882–1964)⁹, ist vor allem die Sammlung von »Erinnerungsstücke[n]« zu erwähnen, die »Wege in die Vergangenheit« wichtiger zeitgenössischer Historikerinnen und Historiker aufzeigt: meist kürzere autobiographische, allerdings in der Regel nur einen kleinen Ausschnitt behandelnde Reflexionen, die Rudolf Vierhaus 1997 zu seinem 75. Geburtstag dediziert wurden¹⁰. Die dort zu Wort kommenden Personen waren geprägt vom (bewusst erlebten) NS-Regime, dem Zweiten Weltkrieg und dem Neubeginn nach 1945, also den verschiedenen deutschen

3 Robert Davidsohn, *Menschen, die ich kannte: Erinnerungen eines Achtzigjährigen*, hg. von Martin Baumeister und Wiebke Fastenrath Vinattieri, Berlin 2020.

4 Selbstdarstellung. Mit einem Nachwort von Hermann Diener (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse 1969, H. 3), Heidelberg 1969.

5 *Erlebtes, 1861–1901*, Leipzig 1941; Straßburg – Freiburg – Berlin 1901–1919, Stuttgart 1949.

6 *Lebenserinnerungen. Gesehenes – Gehörtes – Gedachtes*, Stuttgart 1960.

7 *Zwischen Demokratie und Diktatur. Persönliche Erinnerungen an die Politik und Kultur des Reiches von 1919 bis 1944*, Münster/W. 1949.

8 *Die halbe Violine. Eine Jugend in der Residenzstadt München*, Stuttgart 1949.

9 *Aus Gärten der Vergangenheit. Erinnerungen 1882–1914*, Stuttgart 1951; *Mars und Venus. 1914–1919*, Stuttgart 1954; *Im Wandel einer Welt. 1919–1932*, hg. von Otto Alexander von Müller, Stuttgart 1966.

10 *Erinnerungsstücke. Wege in die Vergangenheit (Rudolf Vierhaus zum 75. Geburtstag gewidmet)*, hg. von Hartmut Lehmann und Otto Gerhard Oexle, Wien, Köln, Weimar 1997.

Systembrüchen – auch wenn unter den Autoren Historiker aus der damals schon ›ehemaligen‹ DDR nicht vertreten waren¹¹.

Die Ernte fällt entschieden reicher aus, wenn man deutsche Historiker in den Blick nimmt, die ins Exil geflohen sind oder in der DDR lebten – oder die beides in ihrer Person verbanden (denn ins westliche Deutschland ist, vom Sonderfall Hubert Jedin [1900–1980] abgesehen¹², kein ins Exil gegangener Historiker zurückgekehrt, sondern nur besuchsweise oder, wie Hans Rosenberg [1904–1988], im Ruhestand, während sich unter einer relativ großen Zahl von Remigranten aus der Türkei zwar etliche Geisteswissenschaftler, aber kaum Historiker finden¹³). Von den ins angelsächsische Exil Geflohenen liegen in Buchform Erinnerungen von Gustav Mayer¹⁴, George W. F. Hallgarten (1901–1975)¹⁵, Gerhard Masur (1901–1975)¹⁶, Alfred Vagts (1892–1986)¹⁷, Herbert A. Strauss (1918–2005)¹⁸, George L. Mosse (1918–1999)¹⁹, Edgar Feuchtwanger (*1924)²⁰, Georg G. Iggers (1926–2017)²¹, Fritz Stern (1926–2016)²² und Jürgen Kuczynski (1904–1997) vor. Letzterer, der auch sonst ungewöhnlich produktiv war, versorgte das Publikum mit nicht weniger als vier autobiographischen Beiträgen²³, während es der mit seinen Eltern in die Sowjetunion geflohene Wolfgang Ruge (1917–2006), der erst nach der Entstalinisierung freikam und in die DDR ging, bei deren zwei beliebt²⁴.

11 Nur der Vollständigkeit halber sei auf die kürzlich erschienenen, auf Kindheit und Schulzeit beschränkten Erinnerungen Wolfgang Hardtwigs verwiesen, vielleicht Vorboden einer Umbesinnung jüngerer deutscher Historiker: *Der Hof in den Bergen. Eine Kindheit und Jugend nach 1945*, Berlin 2022.

12 Lebensbericht. Mit einem Dokumentenanhang, hg. von Konrad Repgen, Mainz 1984.

13 Christopher Kubasek/Günter Seufert (Hg.), *Wissenschaftler im türkischen Exil. Die Wissenschaftsmigration in die Türkei 1933–1945*, Würzburg 2008.

14 Siehe Anm. 2.

15 Als die Schatten fielen. Erinnerungen vom Jahrhundertbeginn zur Jahrtausendwende, Frankfurt/M. 1969.

16 Das ungewisse Herz. Berichte aus Berlin – über die Suche nach dem Freien. Mit einem Wegweiser von Wilmont Haacke, Holyoke/Mass. 1978.

17 Hüben und Drüben. Autobiographische Schriften. Aus dem Nachlass hg. von Peter Schütt, Neumünster 2010.

18 Herbert A. Strauss, *Über dem Abgrund. Eine jüdische Jugend in Deutschland 1918–1943*, Frankfurt/M., New York 1997.

19 Aus großem Hause. Erinnerungen eines deutsch-jüdischen Historikers, München 2003.

20 Erlebnis und Geschichte. Als Kind in Hitlers Deutschland – ein Leben in England, Berlin 2010. Als Hitler unser Nachbar war. Erinnerungen an meine Kindheit im Nationalsozialismus, München 2014.

21 Wilma und Georg Iggers, *Zwei Seiten der Geschichte. Lebensbericht aus unruhigen Zeiten*, Göttingen 2002.

22 *Fünf Deutschland und ein Leben. Erinnerungen*, München 2007.

23 *Memoiren. Die Erziehung des J. K. zum Kommunisten und Wissenschaftler [reichen bis 1945]*, Berlin, Weimar 1973, ND Köln 1983; »Ein linientreuer Dissident«. *Memoiren 1945–1989*, Berlin 1992; *Ein hoffnungsloser Fall von Optimismus? Memoiren 1989–1994*, Berlin 1994; *Ein treuer Rebell. Memoiren 1994–1997*, Berlin 1998. Außerdem liegen Tagebucheditionen vor.

24 *Berlin, Moskau, Sosswa. Stationen einer Emigration*, Bonn 2003; *Gelobtes Land. Meine Jahre in Stalins Sowjetunion*, Reinbek bei Hamburg 2012.

Was hat es zu bedeuten, dass, von den eben genannten Ausnahmen abgesehen, denen noch die Erinnerungen des Kirchenhistorikers Erwin Gatz (1933–2011) hinzuzufügen wären, die unter dem Titel »Aus meinem Leben« 2010 publiziert worden sind²⁵, nur im 19. Jahrhundert geborene Historiker aus eigenem Antrieb ihre Lebensgeschichte zu Papier brachten? Was war bzw. ist in Deutschland anders als bei unseren Nachbarn, wo die autobiographische Rechenschaft verbreitet, wenn nicht geradezu selbstverständlich ist²⁶? Und weshalb war das bei den Kollegen der DDR so anders? Eine naheliegende Vermutung für diesen Fall ist, dass für sie die »Wende« Veranlassung gab, sich über ihren wissenschaftlichen (und damit immer auch politischen) Weg in die akademische Welt klar zu werden, und ihr autobiographisches Schreiben ist daher in vielen Fällen auch als eine Art Selbstrechtfertigung zu verstehen. Jan Peters' (1932–2011) »Menschen und Möglichkeiten« ist hier als Beispiel anzuführen²⁷, Fritz Kleins (1924–2011) »Drinne und drauße«²⁸, die verschiedenen Teil-Erinnerungen Heinrich Scheels (1915–1996)²⁹, während die Tagebücher und Selbstreflexionen eines »bürgerlichen Historikers und Archivars am Rande der DDR«, nämlich Rudolf Lehmanns (1891–1984)³⁰, einem traditionellen Muster entsprechen. Das Fehlen solcher Texte in der alten Bundesrepublik ist damit natürlich noch nicht erklärt. Eine schlüssige Antwort haben auch wir nicht.

25 Regensburg 2010.

26 Eine Ausnahmeerscheinung in inhaltlicher Hinsicht und Reflexivität ist die Autobiographie des 1973 geborenen Mediävisten Étienne Anheim (Anm. 1). Seit der Reform von 1984 gehört zur französischen Habilitationseistung neben der eigentlichen Forschungsarbeit eine Biographie, »égo-histoire« genannt, in der die Kandidaten ihr (wissenschaftliches) Leben rekapitulieren. Anheims Buch ist aus diesem Zusammenhang hervorgegangen. In den Geisteswissenschaften ist das zusammenfassende Dokument der wissenschaftlichen Tätigkeit oft mehrere Hundert Seiten lang und soll die Entwicklung und die wissenschaftliche Reife des Kandidaten aufzeigen und die Perspektiven für seine Forschung und die seiner künftigen Doktoranden skizzieren.

27 Jan Peters, Menschen und Möglichkeiten. Ein Historikerleben in der DDR und anderen Traumländern, Stuttgart 2011.

28 Fritz Klein, Drinne und drauße: Ein Historiker in der DDR, Frankfurt/M. 2000.

29 Heinrich Scheel, Schulfarm Scharfenberg, Berlin 1990; Vor den Schranken des Reichskriegsgerichts. Mein Weg in den Widerstand, Berlin 1993; Vom Leiter der Berliner Schulfarm Scharfenberg zum Historiker des deutschen Jakobinismus (1946–1956). Autobiographische Aufzeichnungen, Velten 1996.

30 Michael Gockel (Hg.), Rudolf Lehmann, ein bürgerlicher Historiker und Archivar am Rande der DDR. Tagebücher 1945–1964, Berlin 2018. Schon vorher hatte Lehmann seine Erinnerungen im Selbstverlag publiziert: Vorfahren und Jugend. Erinnerungen eines Niederlausitzers, Marburg 1968; Lebensweg und Arbeitsgang. Rückblicke eines Niederlausitzers, Marburg 1970.

Vorläufer

Die vorliegende Publikation hat ihre Vorläufer. In den 1920er Jahren, also zu einer Zeit, als der Abstieg der Geschichte aus dem Rang der ›Leitwissenschaft‹ der Gesellschaft schon längst begonnen hatte, beauftragte der Leipziger Felix Meiner Verlag im Rahmen eines mehrere Fachdisziplinen umgreifenden Unternehmens³¹ den Historiker Sigfrid Steinberg, ein zweibändiges Referenzwerk »Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen« herauszugeben³². Steinberg zog es international auf und konnte dafür neben je einem niederländischen (Nicolaas Japikse) und einem britischen Historiker (George Peabody Gooch) vor allem österreichische Wissenschaftler (Alfons Dopsch, Raimund Friedrich Kaindl und Ludwig von Pastor, der zwar aus Deutschland stammte, aber seine akademische Karriere zur Gänze in Österreich absolvierte) gewinnen. Man muss zu diesem Personenkreis vielleicht sogar noch den aus Schlesien stammenden Alt-historiker Karl Julius Beloch hinzurechnen, der als Professor in Rom einen Großteil nicht nur seines akademischen Lebens in Italien verbrachte. Steinberg, 1899 in Goslar geboren und zum Zeitpunkt des Erscheinens der Selbstdarstellungen-Publikation in Leipzig tätig, wird nach seiner Emigration nach England – wo er auch 1969 starb – vor allem durch sein Buch über den Dreißigjährigen Krieg hervortreten, das fachintern sehr intensiv und kontrovers diskutiert werden sollte³³.

Die Auswahl der deutschen Autoren war sicher vom Zufall der Verfügbarkeit und von der Bereitschaft abhängig, sich öffentlich selbst darzustellen. Trotzdem war die Kohorte der deutschen Historiker in diesen beiden Bänden überwiegend prominent³⁴. Zu der im Vorwort zum zweiten Band angekündigten Fortsetzung des Unternehmens »um weitere [Bände], deren Erscheinen zugesagt werden kann«, sollte es, aus welchen Gründen auch immer, nicht mehr kommen. Für diese Bände waren wohl auch weitere Selbstporträts ausländischer Historiker vorgesehen.

Dass sich in dem Steinberg-Kompodium immerhin zwei ›echte‹ Österreicher befanden, hatte sicher nicht nur etwas mit ihrem wissenschaftlichen Rang zu tun, sondern auch damit, dass sich die österreichische Geschichtswissenschaft weder in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg noch in der Zwischenkriegszeit auf Verbandsebene organisierte, ihre Angehörigen vielmehr Mitglieder des Deutschen Historikerverbandes waren – der

31 Es erschienen entsprechende Publikationen zur Philosophie (hg. von Raymond Schmidt), zur Medizin (hg. von L. R. Grote), zur Rechtswissenschaft (hg. von Hans Planitz), zur Kunstwissenschaft (hg. von Johannes Jahn) und zur Volkswirtschaftslehre (hg. von Felix Meiner).

32 2 Bde., Leipzig 1925/26. Zu den Hintergründen konnte nichts in Erfahrung gebracht werden, da das Archiv zusammen mit dem Verlagsgebäude 1943 vollständig zerstört worden ist.

33 The »Thirty Years War« and the conflict for European hegemony, 1600–1660, London 1966 (dt. 1967).

34 Zu Wort kamen in den beiden Bänden neben den im Text genannten »ausländischen« Historikern Georg von Below, Heinrich Finke, Walter Goetz, Max Lehmann, Georg Steinhausen (Bd. 1) sowie Karl Julius Beloch, Harry Bresslau, Victor Gardthausen und Felix Rachfahl (Bd. 2).

folglich auch mehrmals seine Historikertage auf österreichischem Boden veranstaltete (so in Innsbruck 1896, in Salzburg 1904, in Wien 1913, in Graz 1927). Nachdem sich 1949 die österreichischen Historiker zunächst unter dem Namen »Verein österreichischer Geschichte« eine institutionelle Basis geschaffen hatten und sich rasch auch von jenen Kollegen, die sich in der NS-Zeit dem Hitler-Regime angedient hatten, distanzierten, lag es sozusagen in der Luft, dass sie sich eine eigene Plattform schufen, um sich in Selbstporträts einem breiteren Publikum vorzustellen. Schon 1950 legte der Innsbrucker Rechtshistoriker Nikolaus Grass in zwei Bänden insgesamt 20 Selbstporträts österreichischer Hochschullehrer verschiedener historischer Disziplinen, Bibliothekare und Archivare vor³⁵, mit Ausnahme von Paul Koschaker auch alle in Österreich tätig. Dass die Autoren allesamt zu den »führenden österreichischen Historikern« gezählt werden sollten, erscheint wenigstens im Rückblick ein wenig kühn. Der Grundgedanke ähnelt aber dem des Steinberg'schen Kompendiums, auf das auch ausdrücklich Bezug genommen wird, und dem dortigen Ansatz, »Werkdarstellungen aus eigener Hand« zu präsentieren³⁶.

Die in der oben genannten Festschrift für Rudolf Vierhaus zu Wort gekommenen Historiker der Jahrgänge 1918 bis 1925 – mit zwei Ausnahmen nur Deutsche – sind alle inzwischen verstorben. Das macht es nur noch dringlicher, der nachfolgenden Altersgruppe ein Forum zu geben, um im Selbstgespräch über ihre Wege in die Geschichte, ihre Karrieren, vor allem aber über ihr wissenschaftliches Œuvre und darüber, was dieses mit ihnen gemacht hat, aus der Distanz des Alters zu reflektieren.

Zu diesem Band

Die vorliegende Publikation fußt auf einer längeren gedanklichen Vorlaufzeit der beiden Herausgeber, die Erfahrung mit Selbstbetrachtungen von Historikern – in diesem Fall ihres eigenen Jahrgangs – haben und nach einer längeren Diskussion über das Für und Wider einer solchen Publikation den Entschluss fassten, das Wagnis einzugehen und einen renommierten Verlag als Partner zu gewinnen. Der zweite Schritt war, die Eckdaten festzulegen, d.h. die Altersgrenze zu fixieren, innerhalb derer Autoren zu berücksichtigen wären. Nachdem, wie eben angedeutet, die Herausgeber selbst, beide dem Jahrgang 1943 zugehörig, ein autobiographisches, auf der Basis von Interviews aufzufrühendes Unternehmen initiiert hatten³⁷, sprach alles (schon um Duplizierungen zu ver-

35 Österreichische Geschichtswissenschaft der Gegenwart, hg. von Nikolaus Grass, 2 Bde., Innsbruck 1950.

36 Steinberg (Anm. 32), Bd. 1, S. VIII. – Auf die jüngst erschienene dreibändige, von Karel Hruza, Mitarbeiter am renommierten Institut für Mittelalterforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien, verantwortete Biographie österreichischer Historiker, die von 1900 bis 1945 reicht, sei, zumal sie keine autobiographischen Beiträge enthält, nur der Vollständigkeit halber hingewiesen.

37 Das von ihnen angeregte Projekt fand seinen Niederschlag in dem Buch von Barbara Stambolis, *Leben in*

meiden) dafür, die Grenze in das Jahr 1942 zu legen. Die Gruppe der gegenwärtig, d.h. 2023 über 81-Jährigen – sie hat das NS-System bewusst erlebt bzw. erste Erinnerungen daran oder wenigstens an die unmittelbare Nachkriegszeit bewahrt – hat in der Regel in der Phase des Abstand-Gewinnens und des Neuaufbruchs mit dem Studium begonnen, hat die deutsche Zweistaatlichkeit so oder so erfahren und die Veränderungen im Fach entweder miterlebt oder gar mitgestaltet und erfüllte somit die Voraussetzungen, die die Herausgeber bewegen haben, dieses Unternehmen auf den Weg zu bringen.

Damit ergab sich die Frage, nach welchen Kriterien aus einem Kreis von zunächst rund 130, aus denen später annähernd 60 deutsche Historikerinnen und Historiker wurden, ausgewählt werden sollte. Dabei kamen verschiedene Parameter zum Tragen. An erster Stelle stand die unbestrittene Dignität in der Zunft, also, ganz unabhängig von den ›Schulen‹, denen sich die Betreffenden zuordnen, die wissenschaftliche Exzellenz, das Standing im Fach. Sodann die aktive Beteiligung an der Neukonturierung des Fachs nach dem Zweiten Weltkrieg und in den 1960er und 1970er Jahren. Ferner sollten die verschiedenen Subdisziplinen der Geschichte von der Alten über die Mittelalterliche, Neuere und Neueste Geschichte, aber auch der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, der Geschlechtergeschichte, der Kulturgeschichte, der Mikrohistorie, der Außereuropäischen Geschichte, um nur einige zu benennen, Berücksichtigung finden. Weiter galt es, bestimmte Gruppen besonders zu gewichten, sei es, weil ihre Jahrgänge unter den Fachvertretern eher noch spärlich vertreten waren (Frauen), sei es, weil noch lebende Wissenschaftler, die ihre Sozialisation in der DDR erlebt hatten, davon überzeugt werden mussten, sich an einem Unternehmen mit einem gesamtdeutschen Fokus zu beteiligen. Um es zu gestehen: In diesem Punkt stießen die Herausgeber an ihre Grenzen; wenigstens ein halbes Dutzend Historikerinnen und Historiker aus den neuen Bundesländern sind brieflich oder auch telefonisch eingeladen worden, sich an dem Unternehmen zu beteiligen, am Ende hat nur einer einen Essay geliefert und ein weiterer seine Zustimmung gegeben, dass ein 2015 in einer Festschrift erschienener Beitrag adaptiert wurde. Wir bedauern diese weitgehende Abstinenz und Absenz der ehemaligen DDR-Historikerschaft auf das Lebhafteste.

Etliche ins Auge gefasste Kandidaten, allesamt ja wenigstens in ihren achtziger Jahren stehend, schieden aus Gesundheitsgründen leider wieder aus. So kam am Ende, da der Band noch einigermaßen handlich sein sollte, ein Sample von 32 Personen zustande, von denen im Lauf des Entstehens des Buches jedoch wieder einige wenige ausschieden: leider just Frauen, die in dem Band entsprechend ihrer noch nicht sehr ausgeprägten Repräsentanz in den oberen Etagen der akademischen Welt ohnehin nur schwach vertreten sind. Alle 32 Kolleginnen und Kollegen wurden im Frühjahr 2022 zur Mitarbeit eingeladen und gebeten, ihre an einen bestimmten Umfang gebundenen Beiträge bis

und mit der Geschichte. Deutsche Historiker Jahrgang 1943, Essen 2010. Dem Band ist eine CD-ROM mit sämtlichen Interviews mitgegeben.

zum 1. Mai 2023 einzureichen. Diejenigen Autoren – alle männlichen Geschlechts –, die am Ende leider nicht lieferten, haben aber so spät abgesagt, dass eine ›Ersatzlösung‹ nicht mehr in Frage kam. So blieb z.B. die Subdisziplin Landesgeschichte leider ganz unbesetzt.

Wo liegen das Faszinosum und der Nutzen einer solchen Sammlung von »Autoerographien« für den Fachmann und für den normalen Leser? Der Herausgeber der beiden Bände des Referenzwerks von 1925/26 sprach davon, dass die Lebensarbeit der sich selbst Porträtierenden »ein glanzvolles Stück Geschichte der Geschichtswissenschaft des letzten halben Jahrhunderts« darstelle. Sie alle, so fährt Steinberg fort, »haben an der ständigen Weiterentwicklung ihrer Disziplin mitgearbeitet, schon Vorhandenes ausgebaut, neue Wege beschritten, neue Ziele gewiesen und das geschichtliche Verständnis der Nation in erheblichem Maße gefördert«³⁸. Nicht jede Formulierung wird man ein knappes Jahrhundert später in gleicher Weise wiederholen; eine »glanzvolle« Epoche der Geschichtswissenschaft würde man für die Gegenwart kaum noch reklamieren, und dass alle Arbeiten der in die vorliegende Sammlung aufgenommenen Wissenschaftler wirklich »das geschichtliche Verständnis der Nation in erheblichem Maße gefördert« haben, würde man heute vor der Folie einer sprunghaft gewachsenen Spezialisierung und Ausdifferenzierung des Fachs wohl auch nicht vollmundig behaupten. Aber die Grundtendenz bleibt: Aufschluss geben über die geistige Entwicklung und die wissenschaftlichen und menschlichen Einflüsse auf sie aus subjektiver Perspektive. Oder, moderner gewendet: Welche äußeren Faktoren (Familientradition, Geschlecht, Freundschaften, Lehrer, aber auch Schlüsselerlebnisse bzw. Betroffenheiten) sind namhaft zu machen? Wie prägte das direkte oder indirekte Miterleben der Hitler-Diktatur und vor allem des Krieges die Biographien der in diesem Band versammelten Persönlichkeiten allgemein und möglicherweise ihre Berufsentscheidung und wie die deutsche Zweistaatlichkeit, die Adenauer-Ära oder die 1968er ›Studentenrevolution‹ ihren Berufsweg? Zu fragen ist ferner, wie und wo die Historiker ihre Rolle im Fach suchten bzw. fanden – methodisch, theoretisch und inhaltlich – und welche Veränderungen sie daran im Laufe ihres Lebens vornahmen und weshalb. Nicht fehlen dürfen natürlich Karriereschritte, Ortsveränderungen, Ämter und Funktionen und nicht zuletzt Konflikte, alles im Zusammenhang mit der sehr wechselvollen Geschichte der Universität in den letzten 60 Jahren. Auskunft erhoffen sich die Leser schließlich außerdem über andere prägende Sachverhalte, etwa auch darüber, von welchen Nachbardisziplinen die Autoren prominent profitierten, wie sich ihr persönliches Netzwerk innerhalb und außerhalb Deutschlands formierte, welche übergreifenden Aufgaben an sie herangetragen wurden. Kurz: Das *ego laborator* soll das Motto der Selbsterforschung sein, um so von vornherein der Gefahr der biographischen Illusion zu entgehen, die das gesamte Leben in einen geradlinigen und logischen Duktus zu pressen sucht. Kierkegaards Aphorismus »Das

³⁸ Steinberg (Anm. 32), Bd. 1, S. V.

Leben wird vorwärts gelebt und rückwärts verstanden« vermittelt sehr gut die diesem Sammelband zugrunde liegende Überzeugung, dass zwischen Erleben und Erzählen strikt unterschieden werden muss.

Im Idealfall muss es also um mehr gehen als um ein annotiertes Curriculum Vitae, um die buchhalterische Auflistung der Stationen eines Historikerlebens und der Einflüsse, die auf es einwirkten. In den Sammlungen aus den 1920er Jahren hat man mit gutem Grund zwischen Autobiographie und Selbstdarstellung unterschieden, für die man damals den Begriff »Autoergographie« benutzte, und mit diesem Anspruch, zu einer Werkdarstellung eigener Hand vorzustoßen, sollte sich jeder der Beiträger zumindest auseinandersetzen: also mit Reflexionen über die Zielideen des jeweiligen Lebenswerks und die Einordnung des individuellen Œuvres in die Entwicklung der Disziplin. Das bedingte neben der Herausforderung, zwischen Selbstbewusstsein und Bescheidenheit das richtige Mischungsverhältnis zu finden, den Mut zur Selbstkritik, die Bereitschaft, einen Blick in das eigene Temperament, in das Lebensgefühl, in die selbst gesteckten Grenzen, ja auch in partielles Scheitern zu gestatten. Es versteht sich von selbst, dass eine solche Selbstdarstellung, die nur im ganz individuellen Selbstgespräch zustande kommen kann, ihrem Wesen nach »Bekenntnis« sein musste. Die Grenze dieses »Bekenntnisses«, dieser Öffnung nach außen, musste jeder Autor selbst bestimmen. Pierre Nora hat das Ideal in dem kurzen Vorwort zu seiner Sammlung von Autobiographien prominenter französischer Historiker so umrissen, dass der Autor so viel Distanz zu sich gewinnen sollte, wie er sie gegenüber einer von ihm porträtierten historischen Figur entwickelt, mit demselben »regard froid, englobant, explicatif qu'on a si souvent porté sur d'autres«³⁹. Dass derart viel Distanz zu sich selbst nicht jeder aufbauen kann, versteht sich, und das war uns auch von vornherein klar.

Erträge

Welches sind nun die Erträge, was ist gleichsam die Summe des hier Mitgeteilten, jedenfalls in den Augen der Herausgeber? Von den biographischen Individualitäten abgesehen, entspricht vieles naturgemäß dem Erwartbaren. Aber manches ist eben unerwartet, steht im Widerspruch zu landläufigen, um nicht zu sagen: wissenschaftlich sanktionierten Ansichten. Und wieder anderes weicht einfach derart von dem heute Üblichen ab, dass es die Hervorhebung wert ist.

Bemerkenswert viele der Autoren entstammen einem ländlichen oder allenfalls kleinstädtischen Umfeld; für sie waren die Universitäten und die häufig großen Städte, in die es sie zog, schlicht ein soziales Schlüsselerlebnis – übrigens schon deshalb, weil in damaligen Zeiten junge Menschen, ja überhaupt die Mehrzahl der Menschen aus einem

39 Pierre Nora (Hg.), *Essais d'ego-Histoire*, Paris 1987, S. 7.

ländlichen Umfeld keine großen Reisen machten. Zufall oder nicht: Der ländlich strukturierte deutsche Südwesten war eine auffällig häufig genannte Heimatregion. Eberhard Kolb und Hartmut Lehmann, Wolfgang Reinhard und Hartmut Kaelble, Wolfgang Benz und Gisela Bock, also rund ein Fünftel der Autoren, stammen aus der ländlich strukturierten Südwestecke Deutschlands.

Die Konfession als wichtiger gesellschaftlicher Faktor – Jacob Burckhardt zählte die Religion zu den drei welthistorischen Potenzen – war früher eine Selbstverständlichkeit und wurde in kaum einem Lebenslauf unterschlagen. Heute hat sich das verändert, trotzdem sollen ein paar Worte zur konfessionellen Sozialisation gesagt werden. Freilich, kaum einer unserer Autoren hält sie für erwähnenswert. Immerhin bleibt für einige – so Norbert Angermann und Wolfgang Reinhard – die Kirche zeitlebens ein bestimmender Faktor, andere erwähnen die Christlichkeit des Elternhauses und ihre zeitweise Zugehörigkeit zu kirchlichen Jugendgruppen, während Dietrich Beyrau nur vermeldet, dass er sich nach einem Umzug im neuen, katholischen Umfeld als Schüler ausgesprochen unwohl fühlte. In den 1950er Jahren existierten mancherorts trotz der Flüchtlingsströme noch immer vergleichsweise geschlossene konfessionelle Räume. Diese Erfahrung hatte Jahre zuvor Horst Pietschmann in der Oberpfalz ebenfalls machen müssen. Aber die anderen Geflohenen oder Vertriebenen unter unseren Autoren schweigen dazu.

Zum eher Unerwarteten zählt ferner die soziale Herkunft. Noch immer ist die Rede verbreitet vom Kreislauf der Eliten, der Selbstergänzung gerade der intellektuellen Oberschicht und vom zaghaften Beginn der sozialen Öffnung weiterführender Schulen und der Universität erst seit der Mitte der 1960er Jahre. Nichts davon wird von unserem Sample bestätigt! Das Pfarrhaus ist zur Ausnahme (Arnold Esch, Christoph Kleßmann), Wissenschaftlerhaushalte sind selten geworden (Wolfgang Schieder, Heinrich August Winkler, Alexander Demandt, Gisela Bock); die vier Lehrerhaushalte (Dietrich Beyrau, Peter Herde, Eberhard Kolb, Reinhard Spree) sind wohl nicht die ganze Wahrheit. Knapp die Hälfte unserer Autoren, die oft Mühe hatten, das ›richtige‹ Studienfach zu finden, sind die ersten Akademiker in ihren Familien. Man könnte einwenden, das hänge vielleicht mit dem Studienziel zusammen. Die meisten nennen das Staatsexamen, viele schreiben ausdrücklich, sie hätten Lehrer werden wollen. Aber abgesehen von Helmut Bley, der aus seinem kurzen Dasein als Volks- und Mittelschullehrer allerdings kein Thema macht, ging nur Wolfgang Reinhard tatsächlich zunächst an die Schule, um von hier aus, wie Hekatomben von Historikern im 19. und frühen 20. Jahrhundert, den Weg in die Wissenschaft zu finden. Lehrer war tatsächlich schon immer ein Beruf für Aufsteiger und Staatsexamen der einzige reguläre Universitätsabschluss, wenn man von der Promotion absieht, die aber nur von den ganz Mutigen, und zwar in der Regel nicht von Aufsteigern, direkt angestrebt wurde. Auf der anderen Seite war schon seit längerem nur noch das Jurastudium sozial vergleichsweise geschlossen. Die Schranke scheint eher das Gymnasium gewesen zu sein, es kostete ja in den meisten Bundesländern noch Schul-

geld; so machten in diesen Jahrgängen weniger als 10 Prozent eines Jahrgangs Abitur (andere Hochschulzugangsberechtigungen gab es noch kaum). Aber wer diese Hürde zu nehmen imstande war, studierte dann auch. Die Gegenprobe ist unmöglich, denn alle haben ja studiert, doch bleibt der Eindruck, dass die Gesellschaft damals bereits offener war als vielfach angenommen – möglicherweise als Folge der von den Nationalsozialisten betriebenen elitenfeindlichen Politik und der im Zuge der totalen Niederlage sich steigernden Auf- und Abwärtsmobilität.

Unsere Kohorte war überraschenderweise kaum Teil der »vaterlosen Gesellschaft« – ganz anders als beim Jahrgang 1943, wo mehr als die Hälfte »zumindest über Jahre hinweg vaterfern aufgewachsen« ist⁴⁰. Die geringe Zahl der Gegenbeispiele – Norbert Angermann und Jörn Rösen – bestätigt nur unsere Feststellung. Dieser Umstand hängt sicherlich mit den Geburtsdaten der Väter zusammen, die großenteils um 1900 oder in der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts zur Welt gekommen und darum im Zweiten Weltkrieg eher selten eingezogen worden waren. Das heißt natürlich nicht, dass Kindheit und Jugend unbeschwert verlaufen wären. Flucht und Vertreibung gehören im Gegenteil zu den Erfahrungen dieser Generation, nur wird in den hier versammelten Beiträgen davon oft eher beiläufig berichtet – ob aus Sorge, überwundene Traumata wieder zum Leben zu erwecken, oder weil man glaubt, solche Dinge gehörten eigentlich nicht in einen Text, der in erster Linie den lebensprägenden Beruf zum Gegenstand hat. Aber Peter Herde und Norbert Angermann sind eingestandenermaßen bis heute von ihren schrecklichen Erinnerungen geprägt und berichten hier davon, und auch Helmut Bley, der mangels ärztlicher Hilfe den Tod des kleinen Bruders miterleben musste und 1945 einen Tieffliegerangriff beim Milchholen nur knapp überlebte, thematisiert die schlimmen Ereignisse. Die Bombennächte haben wenigstens andeutungsweise etliche Autoren angesprochen und mit Schrecken erinnert.

Viele wurden, weil in bombengefährdeten Großstädten lebend oder gar »ausgebombt«, evakuiert, teils über Jahre hinweg und Hunderte von Kilometern von zu Hause entfernt. Aber Kinder erleben so etwas anders als Erwachsene; es werden durchaus schöne Erinnerungen an die Zeiten auf einem Bauernhof erwähnt, doch mag das auch Täuschung sein. Man könnte fast meinen, der Krieg sei an dieser Kohorte fast spurlos vorübergegangen. Tatsächlich bezeichnet sich Christoph Kleßmann als »privilegiertes Kriegskind«, Eberhard Kolb schreibt, er sei »glimpflich durch den Krieg gekommen«, und spricht, obwohl ihm die Paradoxie bewusst sei, von einer »glücklichen Kindheit«. Ähnliche Befindlichkeiten erinnert Arnold Esch.

Das stimmt natürlich nicht, jedenfalls nicht für die Mehrheit. Und trotzdem haben unsere Autoren den Nationalsozialismus als Tiefpunkt der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts vielfach wohl erst im Rückblick erfahren. Persönliches Erleben jener Zeit schildern sie tatsächlich nur selten, sie waren schließlich ganz überwiegend Kin-

⁴⁰ Stambolis (Anm. 37), S. 56.

der. Die Geburtsjahre unserer Autoren schlossen in den meisten Fällen aus, dass sie im Jungvolk oder in der Hitlerjugend waren, vom Flakhelfer im Krieg ganz zu schweigen. Parteimitgliedschaft der Eltern scheint die große Ausnahme gewesen zu sein, wofür der eine die katholische Konfession ins Feld führt, der andere das Arbeitermilieu. Bemerkenswert ausführlich äußert sich Eberhard Kolb zum Thema. Er betont die soziale und geographische Bedingtheit des Erfahrenen und Erfahrbaren und macht damit auf das Problem der zu Pauschalaussagen neigenden Geschichtswissenschaft aufmerksam, die dieses allenfalls im Rahmen der Oral History bewältigt. Kolbs Esslingen jedenfalls blieb vom Bombenkrieg verschont, in seiner Familie war niemand Soldat, hatte niemand Kontakt zur jüdischen Minderheit (gehabt), hatte niemand Zugang zu Berichten aus dem ›Osten‹, so dass der Alltag bis 1944 einigermmaßen ungestört verlief; auch in der Schule war Kolb ausweislich seiner Schulaufsatzhefte, die er offenbar noch besitzt, keinen nennenswerten Indoktrinationsversuchen ausgesetzt. Er wehrt sich daher gegen die »generelle Behauptung, der Bevölkerung sei sehr viel mehr und Genaueres bekannt gewesen, als nach 1945 eingestanden wurde, ja, der systematische Judenmord sei ein ›öffentliches Geheimnis‹ gewesen«.

Historiker, die vor ihrem Übertritt in die (alte) Bundesrepublik Erfahrungen mit dem DDR-System sammeln konnten, sind unter den Autoren kaum vertreten. Immerhin kann Norbert Angermann sehr plastisch von den Strukturen der dortigen Gesellschaftspolitik und dem Berliner Universitätsleben in den 1950er Jahren berichten. Helmut Bley ist vor dem Übergang des Erzgebirges und Boitzenburgs in die DDR-Verwaltung mit seiner Mutter nach Hamburg zurückgekehrt und hat dort seine Heimat wiedergefunden.

Da alle vor dem 30. Juni 1937 Geborenen zu den »weißen Jahrgängen« zählten, unterlag nur ein Teil unserer Gruppe von Historikern der Wehrpflicht, der dadurch noch weiter vermindert wurde, dass man damals meist erst mit 21 Jahren eingezogen wurde; da waren Abiturienten in aller Regel längst im Studium und deshalb faktisch vom Dienst an der Waffe befreit. So waren nur ganz wenige Autoren bei der Bundeswehr. Sie haben diese Zeit naturgemäß unterschiedlich erlebt, und über deren Beitrag zur Persönlichkeitsbildung erfährt man in unseren Texten leider nichts. Für Dietrich Beyrau war die Bundeswehrzeit schlicht vertane Zeit. Winfried Schulze freute sich dagegen auf diese »Auszeit« bei den Gebirgsjägern und über die Einblicke in die Struktur einer Armee. Tatsächlich begannen so gut wie alle direkt nach dem Abitur mit ihrem Studium, nur wenige, die wie Heinz Reif den zweiten Bildungsweg beschritten, begannen erst einmal eine »praktische« Ausbildung. Auch Reinhard Spree, der dem Studium eine Banklehre vorschaltete, zählt zu dieser kleinen Gruppe von Historikern, die frühzeitig Berufserfahrung gewannen.

Die Entscheidung für das Studienfach wurde oft durchs Elternhaus getroffen, was dann gelegentlich zum Studienwechsel führte, in vielen Fällen jedoch durch Oberstufenlehrer vorbereitet, die, frei von strategischen Familienüberlegungen, den offenbaren Neigungen ihrer Schützlinge nachzuhelfen suchten. Hin und wieder – so etwa bei Wolfgang

Benz – waren es auch Entscheidungen, die ausdrücklich gegen den Vater, der andere Vorstellungen hatte, getroffen wurden. Nur Heinrich August Winkler scheint Geschichte »in die Wiege gelegt« worden zu sein. Er besaß dann auch den Mut, noch vor dem Abitur 1956 den 23. Historikertag in der Heimat gewordenen Ulm zu besuchen und dort mit Hans Rothfels und Theodor Schieder, bei denen Vater bzw. Mutter promoviert hatten, zu sprechen und sich beraten zu lassen. So geradlinig wie bei Winkler verlief sonst kaum ein Studium. Etliche wechselten im Fach Geschichte den Schwerpunkt, manche fanden gar erst nach Suchbewegungen von den Naturwissenschaften zum Fach, erst recht kein Wunder bei einer Nischendisziplin wie der Osteuropäischen Geschichte. Aber selbst der Historikersohn Wolfgang Schieder gelangte erst auf Umwegen zur Geschichte. Ganz von außen sozusagen kam Reinhard Spree, der bekennt, er habe gerade nicht Geschichte studieren wollen, aber dann als Volkswirt bei Wolfram Fischer landete, der ihn als Hilfskraft für eine wirtschaftsgeschichtliche Quellensammlung einstellte. Arnold Esch schließlich wurde von Hermann Heimpel und Percy Ernst Schramm zur Geschichtswissenschaft »bekehrt« und gab daher die seit Schulzeiten »in-nige Verbindung von Archäologie und Klassischer Philologie« ein Stück weit auf. Alexander Demandt hingegen verband über viele Jahre hinweg (praktizierte) Archäologie mit Geschichte.

Das Studium war damals kaum geregelt, wer wollte, kam rasch voran; wer andere Erfahrungen (in der DDR) gesammelt hatte, hatte Probleme, sich umzustellen. In einem heute undenkbar häufigen Umfang wechselten manche unserer Autoren Fächer und Universitäten. Bei Letzteren gab es alles andere als eine Gleichverteilung unter den damals 17 westdeutschen Universitäten, die das Fach Geschichte anboten. Vielmehr werden Tübingen und Göttingen mit erheblichem Abstand vor Münster, der FU Berlin, Marburg, Bonn, Freiburg, Heidelberg, München und Hamburg genannt. Einige wählten ihren Studienort wegen der dort lehrenden Berühmtheiten, andere studierten erst einmal heimatnah und sahen sich dann um. Im Südwesten scheint ein Modell gang und gäbe gewesen zu sein, dass man zunächst drei Semester in Tübingen studierte, dann wechselte, um nach der Mitte der Studienzeit wieder nach Tübingen zurückzukehren. Ein paar Universitäten fehlen völlig: Die Neugründung Saarbrücken, aber auch Gießen und Würzburg. Mainz, Erlangen, Frankfurt und Kiel wurden nur jeweils einmal genannt. Möglicherweise galten sie als Provinzuniversitäten, obwohl das für Frankfurt keinesfalls zutraf. Die Konzentration erklärt auch, dass sich viele der in diesem Band vertretenen Autoren schon beim Studium über den Weg gelaufen sind. – Anders als später waren Auslandssemester ausgesprochen selten. Hartmut Lehmann (Wien und Bristol), Arnold Esch (Paris), Jürgen Kocka (Chapel Hill, wo er sogar den Master machte) sowie Werner Paravicini (Löwen) fallen hier aus der Normalität heraus, und es ist sicherlich kein Zufall, dass drei von ihnen später Direktoren eines historischen Auslandsinstituts wurden (Jürgen Kocka wurde als Kandidat für Washington aus politischen Gründen übergangen). War es deshalb damals provinziell? Mitnichten, kann man im Blick auf die

hier versammelten Biographien feststellen. Während in Alter und Mittelalterlicher Geschichte die (modernen) nationalen Grenzen ohnedies keine oder nur untergeordnete Bedeutung haben, lebten von den Neuzeithistorikern etliche viele Jahre lang im Ausland oder wählten Themen, die sie ins Ausland führten. Es ging also auch ohne »Erasmus«.

Und wie ging es nach dem Studienende weiter? Die meisten Autoren erwecken den Eindruck, als sei für sie der Weg zur Professur von vornherein klar gewesen – jedenfalls *ex post*. Die große Mehrzahl unserer Autoren verblieb über Assistenzen (in Ausnahmefällen auch dank Projektstellen) nahtlos an der Universität. Einige verließen jedoch diese nach dem Studium. Dietrich Beyrau ging nach der Promotion an ein staatliches Fortbildungsinstitut, Christoph Kleßmann an das Kölner Ostkolleg der Bundeszentrale für politische Bildung. Heinz Reif wurde, freilich schon als PD, an das neugeplante Ruhrlandmuseum Essen geholt, wozu ihn Lebensweg und Forschungen besonders qualifizierten. Wolfgang Reinhard sah, wie er berichtet, »keine Möglichkeiten für die übliche Historikerlaufbahn« und wurde Lehrer. Auch Reinhard Spree sah an der FU keine Zukunft und ging zunächst zum MPI für Bildungsforschung. Wolfgang Benz war lange an einem außeruniversitären Institut tätig und hatte die Hochschullehrerlaufbahn gar nicht im Blick, ehe er dann zu seiner eigenen Überraschung an die TU Berlin berufen wurde. Diese ›Umwege‹ (retrospektiv gesehen) hatten natürlich ihre Gründe. Von Reif abgesehen, war entweder der Doktorvater, der gar eine Stelle in Aussicht gestellt hatte, wie bei Jörn Rüsen, eine schwache Person oder man verstand sich nicht. Mit anderen Worten: Alles hing vom persönlichen Verhältnis ab. Anders gelagert war der Fall bei Werner Paravicini, der mit seinem Doktorvater an das neu gegründete DHI Paris ging und dort eine Dauerstelle bekam. Ähnlich gestalteten sich die Dinge bei Hans Medick, der (für ihn völlig überraschend) nach der Promotion eine Stelle an einem außeruniversitären Institut erhielt. – Ein Grenzfall ist Helmut Bley, der nach Ende seiner Assistentenzeit Tutor für Studierende aus Außereuropa bei der Fakultät wurde und von dort für zwei Jahre als DAAD-Dozent nach Daressalam ging.

In der DDR galten ganz andere Regeln. Wer wo und in welchem Bereich weiterarbeiten konnte, bestimmte grundsätzlich die SED, faktisch ein meist lokales Parteikomitee. Da die Geschichtsdiziplin aufmerksamer als vieles andere von der Partei beobachtet und gesteuert wurde, änderten sich die Rahmenbedingungen ausgesprochen häufig. Hartmut Zwahr berichtet von vielen Umorganisationen und Umbenennungen, Versetzungen und Ernennungen. Günter Voglers Karriere scheint geradliniger verlaufen zu sein. In jedem Fall aber ist klar: Bewerben konnte man sich nicht, was selbstverständlich nicht hieß, dass man für das eigene berufliche Fortkommen nichts tun konnte.

Die Rückkehr zur Alma Mater war für diejenigen, die sie aus diesem oder jenem Grund zunächst verlassen hatten, natürlich schwierig. Dietrich Beyrau bewarb sich auf eine Assistentenstelle und hatte Glück, Heinz Reif von der Essener Museumsleitung auf eine Professur an der TU Berlin, Reinhard Spree auf eine solche bei der FH Wirtschaft in Berlin und von dort aus an die Uni Konstanz. Obwohl erfolgreicher Gymnasiallehrer,

griff Wolfgang Reinhard das Angebot eines Stipendiums der Görres-Gesellschaft, in Rom Nuntiaturreporte zu edieren, gerne auf, habilitierte sich damit und erhielt später seinen ersten Ruf nach Augsburg. Der an ein Forschungsinstitut gegangene Werner Paravicini habilitierte sich bei seinem Doktorvater und wurde nach Kiel berufen, fast ohne jemals gelehrt zu haben. Helmut Bley kehrte nach seinem Afrika-Aufenthalt auf seine Dauerstelle in Hamburg zurück und bewarb sich 1975 erfolgreich in Hannover.

Damit ist zugleich klar, dass unsere Autoren ihr Studium zwar an der Ordinarienuniversität absolvierten, aber dort nicht mehr Professoren wurden. Sie gehörten zur ersten Generation, die mehr oder minder offene Bewerbungsverfahren durchlaufen musste, und viele verweisen auch in ihren Texten auf diesen Umstand, weil das damals, Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre, noch neu war. Neu waren freilich auch viele Universitäten, aber auf diesen für ihre Biographie geradezu elementaren Umstand kommen nur ganz wenige unserer Autoren, vor allem soweit sie an die Ruhr-Universität Bochum gingen, zu sprechen. Eigens thematisiert hat es nur Wolfgang Schieder, allerdings waren die Gründungsumstände der Universität Trier/Kaiserslautern auch ganz besondere. Dabei ist es genau diese Historikergeneration, für die Werner Conze schon 1976 feststellte, dass »1973 [...] bereits 45 % aller Ordinariate der Geschichtswissenschaft von Professoren der Jahrgänge 1929 bis 1941 [...] besetzt« waren⁴¹ und dass nicht zuletzt dank der Vorstöße des Wissenschaftsrats sich von 1950 bis 1975 die Zahl der Professuren vervierfacht hat. Conze bedauerte zugleich, dass nunmehr die »Grenzen des Wachstums« erreicht seien und »die nachdrängenden Jüngeren, heute 20- bis 30jährigen [...] vor der Tatsache [stünden], auf lange Sicht ausgesperrt oder auf Wartezeiten gesetzt und damit in ihrem Generationsbewußtsein weit von den vorausgegangenen Nutznießern der Stellenexpansion entfernt zu sein«⁴². Und so war es dann ja auch. Schon die beiden Herausgeber zählen zu diesen damals »nachdrängenden Jüngeren«, hatten aber das Glück, die jahrelange Wartezeit mit seinerzeit noch gut bezahlten Lehrstuhlvertretungen überbrücken zu können. Von der Stellenexpansion, die den wissenschaftlich Ambitionierten vielfach überhaupt erst die Möglichkeit der Habilitation eröffnete, ist in den autobiographischen Texten nur bei Eberhard Kolb zu lesen, wenngleich *e contrario*. In Göttingen gab es nämlich zu seiner Studienzeit nur einen Assistenten und zwischen 1940 und 1960/61 nur eine Habilitation⁴³! Kolb wurde 1960 der zweite Assistent, und

41 Werner Conze, Die deutsche Geschichtswissenschaft seit 1945. Bedingungen und Ergebnisse [1977], jetzt in: ders., Gesellschaft, Staat, Nation. Gesammelte Aufsätze, hg. von Ulrich Engelhardt, Reinhart Koselleck und Wolfgang Schieder, Stuttgart 1992, S. 21–43, hier S. 36. Es handelt sich um Conzes Schlussvortrag auf dem Mannheimer Historikertag 1976.

42 Ebd.

43 Das war kein Einzelfall. Die Heidelberger Professoren habilitierten zwischen 1940 und 1958 niemand, denn auf welche Lehrstühle hätten die Privatdozenten anschließend berufen werden können? Erst mit der Ende der 1950er Jahre zufolge eines Gutachtens des Wissenschaftsrates von 1959 einsetzenden Stellenexpansion änderte sich dies, nun allerdings rasch und in erheblichem Maße an allen damals bestehenden Universitäten.